

Zusammenfassung der Master-Thesis von
Matthias Bopp

Geografische Unterschiede bei Gewicht und Grösse von Lebendgeborenen in der Schweiz 1979-2006

Die geografische Verteilung der Geburtsgewichte in der Schweiz folgt weitgehend der Sprachgrenze, mit mehr schwereren bzw. weniger leichtgewichtigen Babies in der Deutschschweiz als in den lateinischen Landesteilen. Die Hypothese nicht demografisch-ethnisch erklärbarer Unterschiede wird für das Geburtsgewicht klar bestätigt, bleibt aber für die Körperlänge ungeklärt.

Auf Landesebene nimmt das Durchschnittsgewicht seit 1995 ab, in erster Linie wegen einer Abnahme der dritt- und höherrangigen Geburten: Paritätsadjustiert blieben die Mittelwerte von Gewicht und Länge auf konstantem Niveau und nahmen bei den Kindern nicht verheirateter Mütter sogar zu. Diese Verschiebung hin zu Erstgeburten erklärt auch einen wesentlichen Teil der Zunahme leichtgewichtiger Geburten. Wegen des tendenziell immer noch steigenden Alters der Mütter bei der Geburt, des Rückgangs von dritt- und höherrangigen Geburten sowie einer Zunahme der Wunschkaiserschnitte ist mit einer weiteren Zunahme der niedrigen und sehr niedrigen Geburtsgewichte zu rechnen.

Die meisten demografischen Faktoren im Zusammenhang mit Geburten tendieren in der Schweiz zu einer geografischen Angleichung. Beim Durchschnittsgewicht und beim Ponderalindex der Neugeborenen haben sich die geografischen Disparitäten aber vergrössert, mit einer Tendenz zu überdurchschnittlichen Werten in der Ostschweiz und unterdurchschnittlichen am Genfersee. Die Hypothese einer geografischen Angleichung muss daher verworfen werden.

Die in der Literatur postulierten Zusammenhänge zwischen Statur der Neugeborenen und Übergewicht im Erwachsenenalter können aus den geografischen Mustern zur Anthropometrie in der Schweiz nicht nachvollzogen werden. Auch die "developmental origins of adult disease"-Hypothese – Beziehung zwischen dem Anteil untergewichtiger Babies und erhöhtem Risiko für koronare Herzkrankheiten bzw. dem Anteil "schwerer" Babies und erhöhter Krebsmortalität erhält aus diesen Daten keine Unterstützung.